

Zeitschrift:	Regio Basiliensis : Basler Zeitschrift für Geographie
Herausgeber:	Geographisch-Ethnologische Gesellschaft Basel ; Geographisches Institut der Universität Basel
Band:	36 (1995)
Heft:	1
Artikel:	Pfaffenweiler : eine Weinbaugemeinde in Südbaden
Autor:	Bell, Ingrid Nina / Rolshoven, Johanna / Winkler, Justin
Kapitel:	Wirtschaftliche Veränderungen seit den 1950er Jahren
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-1088522

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Früher wusste Luigi genau, wann und wo er Trüffel finden konnte. Die beste Zeit war November, bei Mondwechsel, der das Wachsen des Pilzes zu fördern scheint. Er wusste auch, wo die Bäume standen, an deren Wurzeln sich Trüffel bevorzugt bildeten. Heute ist das alles anders. Waldrodung, saurer Regen und chemische Bodendüngung verschlechterten die Wachstumsbedingungen für die Trüffel.

Dazu kommt eine Art Trüffelvandalismus. Eigentlich wird eine Lizenz benötigt, um auf Trüffelsuche zu gehen; aber die ist teuer und so gehen viele schwarz auf die Suche. Es gibt immer weniger Alba-Trüffel. Auf dem Trüffelmarkt, der im Oktober in Alba stattfindet, stammen denn auch die meisten Trüffel aus anderen Regionen: aus Istrien, aus der Romagna und der Toskana. Die Preise sind enorm hoch und Betrügereien scheinen eine ganz normale Sache. Ein Kilo weisse Alba-Trüffel kostet mindestens 2.000 Franken.

Wirtschaftliche Veränderungen seit den 1950er Jahren

Ariane Dannacher

Während des Aufenthalts in Pfaffenweiler führte ich neben Beobachtungen Befragungen zu Arbeit und Bräuchen durch. Im Mittelpunkt meines Interesses stehen daher jene Menschen, die ich befragt und gesehen habe. Ich beschloss, zeitlich nur so weit zurückzuschauen, wie sie sich erinnern können. Diese Zeitspanne erstreckt sich etwa bis zur Jahrhundertwende. Wenn ich also das Wort "früher" verwende, dann meine ich damit die Zeit vor dem Einschnitt, den die 50er Jahre bedeuten.

Es ist nicht mein Ziel, die 'objektiven' Verhältnisse aus Interviews zu rekonstruieren, sondern vielmehr interessieren mich die (subjektiven) Einstellungen. Da diese wiederum in einem engen Zusammenhang mit den ökonomischen Verhältnissen stehen, kommt dem Aspekt der Arbeit ein wichtiger Stellenwert zu: nämlich die Auswirkungen der wirtschaftlichen Verhältnisse auf die Lebensformen und -normen.

Die Personen, die ich befragte, stammen aus Familien, die seit mehreren Generationen im Dorf ansässig sind. Sie wuchsen auf einem Hof auf, dessen Besitzer sich von Rebbau und Landwirtschaft ernährten.

Weinbau vom Haupterwerb zum Nebenerwerb

Trotz früh einsetzender Industrialisierung, Technisierung und Rationalisierung haben sich die ökonomischen Strukturen im ländlichen Raum erst nach dem Zweiten Weltkrieg durchgreifend verändert. Mit den wirtschaftlichen Veränderungen haben sich auch die alten Sozialstrukturen und die Normen gewandelt. Das Dorf wurde zum Zulieferer von Arbeitskräften und zum Industriestandort der Städte. Es verlor seine wirtschaftliche Eigenständigkeit und wurde immer mehr zu einem reinen Wohn- und Schlafort. Diese Feststellung, die Beate Brüggemann und Rainer Riehle vor dem Hintergrund ihrer Untersuchung machen können⁸⁷, stimmt mit meinen Beobachtungen und Befragungsergebnissen in Pfaffenweiler überein.

Der Weinanbau, der die Umgebung dieser Ortschaft prägt, ist hier längst eine Nebenveranstaltung geworden. Lebte früher praktisch das ganze Dorf von Landwirtschaft und Rebbau, so haben die Reben heute nur noch für einige Familien eine existentielle Bedeutung. 95 Prozent der Erwerbstätigen sorgen ausserhalb Pfaffenweilers für ihren Broterwerb. In einer Publikation des dorfeigenen Museums wird berichtet, dass 1936 zwölf Männer einer Arbeit ausserhalb des Dorfes nachgingen⁸⁸. Im Jahre 1985 ist die Lage umgekehrt: es gibt, bei einer Zahl von etwa zweieinhalb Tausend Einwohnern, gerade noch ein Dutzend hauptberufliche Winzer⁸⁹. Die anderen betreiben den Weinbau neben ihrem Beruf am Feierabend.

Mit den veränderten ökonomischen Bedingungen nach der Flurbereinigung, die 1949 begonnen worden war, ging zunächst eine Steigerung der Erträge und damit der Einkommen einher. Der Gemeinde standen nun die Mittel zur Verfügung, eine moderne Infrastruktur zu schaffen. Sie reichte von der neuen Grundschule über den Kindergarten und die Sportanlage bis hin zum Ausbau der Wasserversorgung, der Kanalisation und des Strassennetzes. Die Bildungsmöglichkeiten erweiterten sich und wurden zunehmend genutzt. Es lag im Trend der Zeit, seinen Kindern in den 60er und 70er Jahren mehr Ausbildung zukommen zu lassen. Der Wunsch danach war bestimmt nicht erst in dieser Generation erwacht. Nur sahen die familiären Strukturen vor dem Krieg anders aus und die Möglichkeiten waren begrenzter. Besondere Berufswünsche konnten zu jener Zeit durchaus als überflüssig erachtet werden, denn wenn die Eltern entschieden hatten, blieb den Jungen nichts anderes übrig, als sich ihrem Willen zu fügen.



Abb. 15 Das Biegen der Rebsprosse zu sogenannten 'Nasen' gehörte zu den Frauenarbeiten im Weinberg.
(Bild wiedergegeben mit freundlicher Genehmigung des Gemeinearchivs Pfaffenweiler.)

Mit den Umstrukturierungen der 50er Jahre stiegen einerseits die landwirtschaftlichen Erträge, andererseits suchte man sich zusätzlich Arbeit außerhalb des Dorfes. Der Lebensstil änderte sich und damit auch der Bedarf an Bargeld. Wer vom Rebbau und der Landwirtschaft weiterhin leben wollte, musste seine Anbaufläche vergrößern. Die Winzer wurden zu Pendlern.

In den 80er Jahren entwickelten sich die guten Ernten dann zu einem Problem. Der Weinabsatz stagnierte. Deshalb versucht man heute vor allem, die Qualität zu verbessern. Die Winzergenossenschaft in Pfaffenweiler hat aus diesem Grund eine Mengenbegrenzung bei der Traubenernte eingeführt. Über den von der Genossenschaft festgelegten Hektar-Höchstertrag hinaus angelieferte Trauben wurden nur noch bezahlt, wenn sie verkauft werden konnten. Seit 1992 werden die Überschüsse gar nicht mehr angenommen. Das hat zu einer eigenartigen Entwicklung geführt. Etliche Winzer, die ihre Trauben nicht verfaulen lassen wollten, sind zur Eigenkelterung der Übermenge zurückgekehrt. Dieses Eigenprodukt darf nicht verkauft, sondern muss selbst konsumiert werden.

Hieraus wird ersichtlich, dass eine ständige Anpassung der Winzer und Winzerinnen an die ökonomischen Veränderungen erforderlich ist. Mit dem Wertewandel, den diese Entwicklungen nach sich ziehen, muss jeder selbst fertig werden. Ist früher jede einzelne Traubenbeere noch vom Boden aufgehoben worden, wenn sie bei der Ernte herunterfiel, so gilt heute die Menge nichts mehr, nur die Qualität ist entscheidend. Ebenso eingreifend wirkten sich die agrarwirtschaftlichen Konzepte aus, nicht nur auf das Landschaftsbild, sondern auch auf die Menschen. Seit Jahrzehnten, jedenfalls so weit sich die Leute erinnern können, wurden chemische Hilfsmittel ohne Bedenken eingesetzt. Vor zwei Jahren nun hat man mit der Umstellung auf ökologischen Rebbau begonnen. Im Jahre 1995 wird das Konzept für ganz Baden verbindlich sein. Heute wird auch der Boden um den Rebstock nicht mehr mit Herbiziden behandelt. Die Rebberge sind völlig begrünt.

Von Arbeiten, die es nicht mehr gibt

Bis zur Landumlegung war man auf die alte Arbeitsweise angewiesen. Die schmalen, oft steilen Gassen in den Weinbergen erschwerten die Arbeit. Größere, für Wagen befahrbare Wege gab es nur wenige, so dass man unter Umständen bis zu seinem Rebstück eine größere Strecke zu Fuß gehen musste. Welche Mühsal dies bedeutete, besonders beim Düngen, Erde hinauftragen und bei der Traubenernte, mag man sich vorstellen.

Mit der Umlegung wechselte man vom Stickelbau zum Drahtrahmenbau. Nun gab es mehr Platz in den Reihen und die maschinelle Bewirtschaftung konnte beginnen. Gerhard Endriss beschreibt die Flurbereinigung des Reblandes von Pfaffenweiler und Umgebung 1962: "Der Batzenberg, der Westausläufer der Schönberggruppe, wurde von 1949 bis 1959 umgelegt. Die 2.770 Teilnehmer bereinigten etwa 500 ha landwirtschaftliche Nutzfläche, davon rund 200 ha Rebfläche. Im Zuge der Umlegung wurden 12,6 km Rohrleitungen und befestigte Gräben angelegt, [...] 42,5 km Wirtschaftswege und 16,5 km befestigte Hauptwege gebaut. Auf 12,75 km sind diese Hauptwege mit einer Teerdecke versehen."⁹⁰

Die von 'aussen' übernommenen ertragssteigernden Konzepte erforderten zunächst intensivste Arbeitseinsätze, führten in der Folge jedoch zu zahlreichen Arbeitserleichterungen. So ersetzte in den 50er Jahren der Einsatz von Herbiziden die Arbeit des Hackens im Rebberg. Seit Beginn der Umstellung auf eine ökologische Rebkultur sind die Rebberge begrünt. Rückblickend erscheint das jahrzehntelange Sauberhalten des Bodens von Grünbewuchs als eine von 'aussen' aufgezwungene Arbeit.

Braune Erde – grünes Gras

Ein 'sauberer' Rebberg erforderte vor dem Krieg das ganze Jahr hindurch viel Handarbeit. Die erste Bodenbearbeitung war das Umschaufeln, dann folgten Arbeiten mit der Hacke, um den Bodenbewuchs fernzuhalten. Drei bis vier Mal pro Jahr wurde gehackt, und jeder Arbeitsvorgang trug eine andere Bezeichnung*:

Herr A.: Dann hat man das Gras mit der Haue, also nicht tief, sondern nur hoch weggehauen, das hat man "Schirfle" genannt. [...] Vier bis sechs Wochen darauf ist man wiedergekommen und dann hat man es ein wenig tiefer genommen, das war dann "Hacken". Wer Zeit und Lust gehabt hat, hat es drei Mal gemacht, das war dann kurz vor dem Herbst, das war dann auch wieder hoch. Dem hat man "Falken" gesagt.

AD: Einfach das Unkraut wegnehmen?

Herr A.: Ja, das Unkraut wegreißen, da hatte man doch kein Gras gehabt wie heute, da ist man aufgefallen. +++

AD: Da war alles sauber?

Herr A.: Ja und auch dreckig, wenn's geregnet hat.

Ein 'gereinigter' Rebberg brachte Dreck an die Schuhe. Das wiederum bedeutete zusätzliche Arbeit für die Frauen. Besonders ausgeprägt in Erinnerung geblieben ist das Schuheputzen beim Herbsten:

Herr A.: Und am Morgen mussten sie noch den Männern die Schuhe putzen.

Frau A.: Ja, mit den dreckigen Schuhen durfte man nicht in die Reben. Ich musste acht bis zehn Paar Schuhe putzen, am anderen Morgen mussten sie wieder sauber sein. Mit dreckigen Schuhen ging man nicht in die Reben. Gummistiefel hat man keine gekannt dort. Nur Lederschuhe und Gamaschen und die Gamaschen wurden gewichst. Nicht mit Schmiere, mit Wichse, und so musste man Gamaschen wachsen.

* Bei den im folgenden angeführten Interviewzitaten bedeutet: "[]" eine Auslassung im mündlichen Zitat sowie "+++" eine in der Bandaufnahme unverständliche Textstelle. Die in Dialekt geführten Gespräche wurden in der Transkription in standardisiertes Deutsch übertragen.
Angaben zu den befragten Personen: *Herr und Frau A.* sind ein Ehepaar mit vier in den 50er und 60er Jahren geborenen Kindern, die zum Teil im Dorf, zum Teil ausbildungshalber an einem anderen Ort in Deutschland leben. *Frau B.*, verwitwet, ist in den 20er Jahren geboren. *AD* ist die fragende Autorin.

Das kennt man heute nicht mehr. Da zieht man Gummistiefel an und wenn nicht, geht man mit den dreckigen Schuhen. Das war eben nicht, die mussten geputzt werden.

Der nackte Boden hatte eine weitere Folge: Solange der Rebberg von Kraut freigehalten wurde, schwemmten starke Regenfälle die Erde hangabwärts. Von Zeit zu Zeit war ein Auskorrigieren erforderlich. In grossen Weidenkörben, den “Hutten”, wurde die Erde wieder in die Rebberge zurückgetragen. Manchmal holte man auch Nachschub aus Bächen und Gräben.

Herr A.: Den Grund hinauftragen, das hat man auch später gemacht, nicht im Winter, das hat man gemacht, als man fertig war mit Anbinden. Wenn der Grund nicht mehr so schwer war.

AD: Also von unten nach oben tragen, weil es jedes Jahr hinuntergeschwemmt wurde?

Herr A.: Ja, das hat man nicht jedes Jahr gemacht, nur, wenn man Lust dazu hatte.

Wandel und Kontinuität liegen auf dem Dorf sehr eng beieinander. Brüggemann und Riehle nennen die Anpassung der Bauern und Bäuerinnen an die veränderten technischen, ökonomischen und sozialen Anforderungen eine lautlose, reaktive. Man greift auf die Grundmuster bäuerlicher Erfahrung wie Existenzunsicherheit, Abhängigkeit und Regelhaftigkeit zurück, um die neuen Anforderungen verarbeiten zu können. Der Rekurs auf internalisierte Denk- und Handlungsmuster erleichtert den Umgang mit Wandlungsprozessen, weil er ein Stück Sicherheit angesichts stets bedrohlicher Veränderungen bedeutet.⁹¹

Beim Herbsten und auch sonst: Der Platz war eng

In der Literatur der 60er Jahre ist die Umlegung der Rebberge ein weit verbreitetes Thema. Sie wird als notwendige Massnahme “im Zeitalter der Rationalisierung, Mechanisierung und des kommenden europäischen Markts” begrüßt. Von der “Rebumlegung, verbunden mit grossflächigen Planierungen, neuen Weganlagen, Umstellung auf reblausresistente Pflanzfreben, auf züchterisch verbesserte Sorten und auf reinen Satz innerhalb eines Grundstücks” erhoffte man sich infolge des Maschineneinsatzes Arbeitserleichterungen und Ertragssteigerungen⁹².

Die von mir befragte Winzerfamilie in Pfaffenweiler besitzt seit 20 Jahren einen kleinen Traktor für die Reben. Vor zehn Jahren wurde dazu ein Behälter gekauft, mit dessen Hilfe man die Trauben aus dem Rebberg hinausfahren kann. Vor dieser arbeitserleichternden Anschaffung musste die ganze Ernte im Rückenkorb, dem “Bücki”, transportiert werden. Die Bodenbearbeitung, also das Umpflügen in den Gassen, wurde seit den 60er Jahren mit einem Seilzug durchgeführt, der an dem älteren grossen Traktor angebracht war. Dass man sich die Arbeit schon vor der Mechanisierung – wenn irgend möglich – zu erleichtern suchte, zeigt folgendes Gespräch:

Frau A.: Ja, aber später ging man schon mit dem Pferd durch, wenn's ging.

Herr A.: +++ Ja, die, die Pferde gehabt haben, sind mit dem Pflug hindurch. Klar, man hat nicht alles geschaufelt, wo's einigermassen ging, wo oben und unten ein Weg war, ging man mit dem Pferd durch und hat es gefahren mit dem Eisenpflug.

Frau A.: Wir haben kein Stück gehabt, bei dem oben und unten ein Weg war.

Herr A.: Ja, aber man ging doch mit dem Pferd durch. Wenn keine hohe Mauer da war, hat man geschaut, ob ein Pferd rumkam um den Stecken in einem Pfädli. [...]

AD: Und dann ging man mit einem Pferd durch diese schmalen Reihen in den Reben? [...]

Herr A.: Ja, wenn es die Pferde nicht mehr gerne machen wollten, dann haben sie gedrückt, dann hat's gekracht, darauf hat man wieder mal einen Schrei abgelassen, dann ging's wieder besser, oder zum Teil sind sie durchgeschossen.

AD: Also, die Pferde? [...]

Herr A.: Ja, die Pferde, weil es gekitzelt hat, weil es eng war. Ja, wir sind viele Male gefahren. Dann ist man mit Pferd und Pflug in die Reben, ohne Wagen. Dann hat man in den Pflug hinten einen Bengel hineingeschoppt, dann ist der Pflug nicht auf dem Boden gewesen, sondern auf dem Bengel gerutscht auf der Strasse. Und das Ross ging voraus, das hatte man am Zügel, hinten am Zügel hatte man es um die Störze herum. So ist man in die Reben, meist ist man zu zweit gewesen. [...] Mit dem Ochsen konnte man nicht, der hätte mit den Hörnern die Stecken umgeworfen. [...]

Dadurch, dass es nur wenige Wendeplätze gab und jeder darauf angewiesen war, seinen Wagen möglichst nahe beim eigenen Rebstück hinstellen zu können, herrschte beim Herbsten ein regelrechter Tumult auf den Plätzen.

Frau B.: Am Morgen um vier Uhr sind die Leute schon fortgefahren mit den Wagen, damit man Platz hatte. Man hatte eine Ausweichstelle im Rebberg und die nannte man d'Cheri. Und da hatte man die Wagen hingestellt und jeder wollte halt eben zuerst dort sein, dass man nicht so viel tragen musste von diesen Pfädlein her. Es waren ja nur Pfädli dort, gerade im Dürrenberg.

Herr A.: Und dann, als man den Wagen stellen musste, dann haben sie geklopft, weisst du. Die, die Pferde gehabt haben, haben mit der Geissel geklopft. Um vier Uhr morgens ist es losgegangen.

Die Wege der Trauben

Nicht nur die Arbeit im Rebberg, das heisst die Produktion, hat sich in den letzten Jahrzehnten stark gewandelt, sondern auch der Vertrieb der Erzeugnisse. Die Trauben nehmen heute einen anderen Weg. Dadurch ändert sich der Umgang mit dem Produkt.

Vor der Eröffnung der Winzergenossenschaft fand das Abpressen und Keltern der Trauben innerhalb des Hofes statt. Das bedeutete eine enorme Arbeitsbelastung für die Winzerfamilien während der Erntezeit.

Frau B.: Und dann beim Herbsten: Am Abend, wenn man nach Hause gekommen ist, hat man zuerst ein wenig gevespert und dann musste man die Trauben abladen mit einem "Ergeli" (ein Holzgefäß mit Griffen, AD). Mit einer Gabel hat man sie in ein "Ergeli" getan und dann in die Trübelmühli getan und hat sie dann hinabgemahlen von Hand und dann ist unten der Most herausgekommen. [...] Wenn man denkt, man hat alles von Hand machen müssen und jetzt hat man es so gut, man gibt es der Winzergenossenschaft und braucht es nicht mehr abzuladen!

Heute fährt man vom Rebberg mit seiner Traubenladung direkt zur Winzergenossenschaft. Dort wird das Erntegut innerhalb kurzer Zeit abgesaugt. Die Verantwortung für das Gelingen des Weines liegt nun nicht mehr allein beim Winzer. Er nimmt seine Quittung entgegen und ist von allen weiteren Sorgen um den Ausbau und die Vermarktung des Weines befreit. Solche Veränderungen althergebrachter Arbeitsabläufe wirken auf die vertrauten Beziehungsmuster, auf die Kommunikationsstruktur; manche an die Arbeit gebundene Gepflogenheit und Zusammenkunft verschwindet mit der Zeit sogar ganz.

Frau B.: Und im Herbst kamen die Patres mit einem Fässlein. Sie haben den Messwein in Pfaffenweiler gesammelt. Die Freiburger Patres vom Kloster, die haben den Messwein gesammelt. Da war einer dabei, ein Klosterbruder oder zwei. Und sie haben dann ein Leiterwälzeli gehabt und es ist einer mit ihnen gegangen vom Dorf und hat gesagt, in welchen Häusern sie etwas bekommen und als sie das Fässlein voll gehabt haben, sind sie wieder heimgegangen. Die mussten zu Fuss auf Freiburg hinein, nicht? Ganz früher ist ja kein Zug gefahren. Die sind dann immer hineingegangen, meistens waren sie in der Nähe von Günterstal. Wahrscheinlich sind die Brüder gekommen, die nicht so weit gehabt hatten. [...] Die sind lang gekommen, ich war schon verheiratet. Anno 1950 sind sie noch gekommen und dann auf einmal war es fertig, als dann die Genossenschaft gekommen ist, als man nicht mehr zu Hause getrottet hat.

Dadurch, dass nicht mehr jeder Winzer selbst kelterte, war auch das alljährliche 'Ritual' der weingaben zum Verschwinden verurteilt. Zum Aspekt des Verschenkens, der diesem Brauch innewohnt, lassen sich weitere Beispiele anführen.

Bräuche vom Geben

Mit den landwirtschaftlichen Veränderungen der 50er Jahre ging eine Steigerung des Lebensstandards einher, so dass sich auch auf dem Land die Lage der sozial Schwächsten besserte. Das alte dörfliche Normensystem bot Möglichkeiten, die Not der Ärmsten ein wenig zu lindern. Nach der Getreideernte beispielsweise bestand das Recht, die liegengebliebenen Ähren aufzusammeln.

Frau B.: Also, beim Ernten, wenn die Frucht abgefahren worden ist auf dem Acker, dann durften die Leute die Ähren zusammenlesen, und sie haben kleine Buscheln gemacht. Unsere Mutter hat immer gesagt: «Nehmt den Rechen ein wenig hoch, damit die Leute auch was haben zum aufheben!» Und das haben sie gebraucht für die Hühner, wenn sie auch Hühner gehabt haben zu Hause. Meistens sind sie auf die Äcker gegangen, wo sie gewusst haben, da liegt noch etwas. Und die Reichen, die haben nie viel liegen gelassen, die haben alles zusammengescharrt.

Diese Bräuche der Wohltätigkeit, wie sie auch Ingeborg Weber-Kellermann auf breiter Quellengrundlage beschrieben hat, gehörten zu den unverbrieften Rechten der ärmeren Landbevölkerung⁹³. Sie waren mit dem Ende der Erntearbeiten verbunden. Es gab jedoch auch Anfangsbräuche zur Aussaat, bei denen die Armen beschenkt wurden. Solches “Eingeordnetsein in die christlich-soziale Stufenleiter”⁹⁴, das heisst die Versorgung durch die Gemeinde sowie die moralisch-verpflichtende Gesinnung der Besitzenden, gehörten zum dörflichen Alltag.

In Pfaffenweiler kannte man einen speziell auf die Reben bezogenen Brauch, das “Etzne”: Wenn der letzte Herbstwagen durchs Dorf gefahren war und alle Leute die Ernte beendet hatten, dann hat die Rathausglocke zu läuten begonnen. Das war das Zeichen, dass jeder, der wollte, in die Reben zum “Etzne”, das heisst zum Nachlesen gehen durfte.

Herr A.: Dann haben alle darauf gewartet, bis man nachsuchen konnte. Der Feldhüter hat sich drum gekümmert. Da sind schon ein paar vorher gegangen, als die Leute noch geherbstet haben, dann mussten sie Strafe zahlen. [...] Und dann hat es geläutet auf dem Rathaus und wenn’s geläutet hat, dann hat man gewusst, jetzt darf man “etzne”. Und dann haben das die Wirte gekauft, weil es [...] hat einen besseren Wein gegeben, weil mehr Zucker drin war. +++ [...]

Frau A.: Ja, einmal haben wir acht Mark bekommen, +++ dann hat die Elsa vier bekommen und ich vier.

AD: Das waren dann die Kinder, die geetzenet haben?

Herr A.: Es sind auch Erwachsene gegangen, die, die nicht soviel gehabt haben. Unsere Eltern sind nicht gegangen.

In manchen Fällen, besonders bei Kindern, wurde von den Erwachsenen nachgeholfen:

Frau B.: Und dann durfte man es verkaufen beim Stu[ben]wirt oben und bekam ein wenig Geld dafür. Und unsere Mutter, die war immer ein wenig gut zu uns. Die hat, wenn der Vater es nicht gerade gesehen hat, weil man ja zu Hause getrottet hat, man hatte ja keine Winzergenossenschaft, ein “Ergeli” weggetan und am Abend gesagt: da steht noch etwas, das könnt ihr dann mitnehmen, dann bekommt ihr noch ein paar Pfennige mehr, dann gibt es eine neue Schürze im Herbst. Und das hat sie immer gemacht, da haben wir uns immer gefreut, nicht? Und wir Mädchen [...]

haben eine Schürze bekommen im Herbst und die Knaben ein paar neue Hosen oder die Mutter musste Stoff kaufen, damit sie dem Bub die Hosen flicken konnte.

Obwohl der Wert der Trauben früher höher war als heute, weil die Menge zählte, liess man doch auch andere an seinem kostbaren Gut teilhaben. Gaben an Verwandte beispielsweise, anlässlich der Traubenernte oder auch des Schlachtens, waren an einen momentanen Überfluss geknüpft.

Frau B.: Früher konnte man Trübelkörbli fortschicken und das haben wir vielmals gemacht. Die Tante hat als immer Trübelkörbli bekommen und da hat sie sich so gefreut.

AD: Wo hat sie gewohnt?

Frau B.: Das konnte man fortschicken per Post. Da hat es Trübelkörbli gegeben, wie Schindeln war das, viereckig.

AD: Schachteln?

Frau B.: Nein, das waren keine Schachteln, das war von Arvenholz und da hat man unten Laub hineingetan und dann hat man die Trübel reingetan und eine Schnur drumgetan und die Adresse drauf. Wir haben sogar Trübel geschickt nach Fulda und nach Karlsruhe [...] zu Verwandten, die früher hier gewohnt haben und noch gerne von unseren Trauben haben wollten.



Abb. 16 Die Übermenge des Traubengutes wird abgepresst, um Wein für den Eigenbedarf zu keltern.

Bild: Ariane Dannacher

Arbeit und Freizeit

Die massiven ökonomischen Umwälzungen seit den 50er Jahren haben neue Verhältnisse geschaffen. Die neuen Möglichkeiten wiederum haben andere Bedürfnisse mit sich gebracht. Diese Entwicklung hat veränderten Wertesystemen Raum geschaffen und die dörfliche Ordnung hinterfragt. Die Entscheidung darüber, ob die älteren Orientierungen oder die neueren sinnvoller sind, lässt sich mit Bestimmtheit kaum sagen. Letztendlich bleibt es dem einzelnen überlassen, wie er sich entscheiden will. Das Verhalten der DorfbewohnerInnen ist nicht mehr so strikt festgelegt. Andere Wege sind möglich und erfordern ein höheres Mass an Eigenverantwortung.

Der kontinuierliche Weitergang, die Übergabe des Hofs von Generation zu Generation, ist unterbrochen. Die Kinder kommen selbst für ihre Existenz auf, mit Berufen, die wenig mit den ursprünglichen wirtschaftlichen Grundlagen zu tun haben. Dies führt zu einer gewissen Perspektivlosigkeit der älteren Generation, die, ohne Konsequenzen zu ziehen, scheinbar hingenommen wird.

Zwar haben die wirtschaftlichen Veränderungen viele Erleichterungen mit sich gebracht, die Beziehungen der Menschen untereinander sind jedoch komplizierter geworden. Mehr persönliche Freiheit bringt nicht nur Zufriedenheit mit sich, sondern lässt Konflikte auch sichtbarer zutage treten. Die Brüche in den Wertesystemen, der Übergang zu anderen Normen, stellen hohe Anforderungen an jeden. Die Auseinandersetzung damit erfordert Mut: neue Bewältigungsstrategien müssen gesucht und erprobt werden.

Der Umgang mit Arbeit ist hier ein wichtiges Beispiel. Wie soll man sich verhalten, wenn die Arbeit ihren dominanten Stellenwert im täglichen Leben verliert? Was tut man mit freier Zeit? Wie kann sie strukturiert werden? Auf welche Muster kann hier zurückgegriffen werden? Freizeit als soziale Tatsache ist mit Inhalt zu füllen. Die damit verbundenen Probleme sind nicht nur auf dem Land bekannt.